

Vortrag zur Buchpräsentation
„Der Städtebau der Stuttgarter Schule“
Stuttgart, IZKT, 18. November 2015
Christian Holl

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich bedanke mich für die Ehre, Ihnen das Buch „Der Städtebau der Stuttgarter Schule“, das Johann Jessen und Klaus Jan Philipp als den Band 29 der Reihe Kultur und Technik der Schriftenreihe des Internationalen Zentrums für Kultur und Technikforschung IZKT herausgegeben haben, vorstellen zu dürfen.

Angekündigt wurde dieser Vortrag als Vortrag mit dem Titel des Buches, das Ihnen vorgestellt werden soll: „Der Städtebau der Stuttgarter Schule“. Das lässt zunächst offen, auf welche Weise sich der Vortrag mit dem beschäftigt, was heute abend das Thema ist, nämlich die Präsentation des von Johann Jessen und Klaus Jan Philipp herausgegebenen Buchs „Der Städtebau der Stuttgarter Schule“, dem 29. Band der Reihe Kultur und Technik, der Schriftenreihe des Internationalen Zentrums für Kultur und Technikforschung IZKT. „Vortrag“ formuliert die Erwartung, dass ein Vortrag gehalten werde, in der Form, wie es sich gehört, Vorträge zu halten. Zu einer solchen Form gehört ein Titel, den ich Ihnen nun nachreichen möchte, um nicht von Anfang an im Verdacht zu stehen, dass ich Ihre und die Erwartungen des Gastgebers, des IZKT, brüskieren möchte.

Vorauszuschicken ist, wie ich zum Glück komme, diesen Vortrag halten zu dürfen. Inzwischen halte ich es tatsächlich für ein Glück, auch wenn ich während der Arbeit am Vortrag nicht immer sicher war, dass es eines sei. Ich werde darauf noch zurückkommen. Vor einigen Wochen bat mich Johann Jessen um eine Rezension dieses Buchs für die Zeitschrift Forum Stadt, und da ich zugesagt habe, war es naheliegend, dass ich Ihnen auch heute das Buch vorstellen könnte – mit einem Vortrag des Titels

Eine abwegige Rezension

Gedanken zum von Johann Jessen und Klaus Jan Philipp herausgegebenen Buch „Der Städtebau der Stuttgarter Schule“, erschienen als 29. Band der Reihe Kultur und Technik, der Schriftenreihe des Internationalen Zentrums für Kultur und Technikforschung IZKT.

Beginnen wir, wie es sich gehört und sagen, worum es geht. Das Buch ist aus einem Kolloquium vom Dezember 2013 hervorgegangen, das anlässlich des 50-jährigen Jubiläums des Städtebau-Instituts der Universität Stuttgart in Zusammenarbeit mit dem Institut für Architekturgeschichte stattfand. Es ist die erste Gesamtschau über das, was der Titel benennt, den Städtebau der Stuttgarter Schule. Die Beiträge reflektieren die Bedeutung dieser Schule für Praxis, Forschung, Diskurs und Lehre des Städtebaus, die Bedeutung des städtebaulichen Wirkens von Theodor Fischer über Paul Bonatz, Heinz Wetzel bis Paul Schmitthenner. Es schließt die Nachkriegszeit und die zu dieser Zeit geführten Auseinandersetzungen und Entwicklungen mit ein. Autoren sind profunde und ausgewiesene Kenner der Materie einschließlich jener, die die Protagonisten, die in dem Buch vorgestellt werden, noch persönlich gekannt und erlebt haben. Sie finden hier also den Stand der Forschung zum Städtebau der Stuttgarter Schule repräsentiert, ergänzt und bereichert um persönliche Rückblicke auf Lehre an der und Lehrer der Stuttgarter Hochschule – die bis 1967 Technische Hochschule hieß und 1967 in Universität Stuttgart umbenannt wurde. Die erste Gesamtschau über das städtebauliche Wirken der Stuttgarter

Schule – das allein müsste eigentlich schon ausreichen, damit sich alle, die sich, in welcher Form auch immer, für den Städtebau Stuttgarts und die Stadtbaugeschichte Deutschlands interessieren, dieses Buch kaufen. Und ich könnte den Vortrag beenden, wenn ich damit nicht Ihre Erwartungen und die des Gastgebers brüskieren würde. Also beginne ich noch einmal.

In seiner berühmten Erzählung „Von der Strenge der Wissenschaft“ berichtet Jorge Luis Borges von einem Reich, in dem die Kunst der Kartographie eine Perfektion erreicht hat, so dass eine Karte entstehen konnte, „die genau die Größe des Reiches hatte und sich mit ihm an jedem Punkte deckte“. Sie kennen vermutlich das Schicksal dieses imaginierten Wunderwerks. Nochmals Borges: „Nachfolgende Geschlechter, die dem Studium der Kartografie nicht mehr so ergeben waren, waren der Ansicht, dass diese ausgedehnte Karte überflüssig sei, und überließen sie, nicht ohne Verstoß gegen die Pietät, den Unbilden der Sonne und der Winter. In den Wüsten des Westens haben sich bis heute zerstückelte Ruinen der Karte erhalten, von Tieren behaust und von Bettlern; im ganzen Land gibt es sonst keinen Überrest der geografischen Lehrwissenschaften.“ (1) Wissenschaft ist immer eine Form der Abstraktion, der interpretierenden Erfassung von Wirklichkeit, die nicht dadurch sinnvoller wird, dass sie die Wirklichkeit vollkommen zu erfassen trachtet, obwohl das Erfassen von Wirklichkeit oder das, was aus der Perspektive der Wissenschaft als Wirklichkeit verstanden wird, das Anliegen der Wissenschaft ist. Borges beschreibt dieses Paradoxon. Würde man die Idee einer solchen Beschreibung in der entgegengesetzten Richtung ins Extrem treiben, so könnte eine Erzählung entstehen, an deren Ende die perfekte Wissenschaft alles vermeidet, was die perfekten Kartografen in der Strenge der Wissenschaft falsch gemacht haben. Die perfekte Wissenschaft wäre dann die vollkommene Abstraktion von der Wirklichkeit und nicht einmal mehr ein unbeschriebenes Blatt. Mit der Aufgabe, dieses Buch vorzustellen, habe ich mich in diesem Sinne auf dem Weg zum weißen Blatt gefühlt. Bereits das Etikett „Stuttgarter Schule“ ist eine Abstraktion, eine Karte, die auf Differenzierungen verzichten muss, um schlüssig und nachvollziehbar zu sein. Ein Buch, das die städtebauliche Rolle der Stuttgarter Schule als Gesamtschau zu versammeln verspricht, muss von dem, was als Stuttgarter Schule schlüssig vermittelt werden kann, Abstriche machen, um seinerseits wertvoll zu sein. Es ist also die Karte einer Karte. Die Grundlage des Buchs ist der Zusammenhang des 50-jährigen Jubiläums eines Instituts – im Sinne des Jubiläums hat man von der Erwartung an strenge Wissenschaftlichkeit abgesehen, um man nicht den Bezug zu dem verlieren, was der Anlass der Erörterung ist, eben das 50-jährige Jubiläum. Und so sind im Buch auch Beiträge über die städtebauliche Lehre an der Universität Stuttgart von Personen zu finden, die nicht unbedingt zur „Stuttgarter Schule“ gerechnet werden können. Ich nun hatte die Aufgabe, das Ergebnis, das in Form des Buches vorliegt, zu rezensieren, also erneut zu vereinfachen, was im Bild von Borges die Karte einer Karte einer Karte einer Karte wäre. Wieviel mehr kann dabei an Erkenntnis gewonnen werden als das, was bereits gesagt wurde? – :

„Die erste Gesamtschau über das städtebauliche Wirken der Stuttgarter Schule. Das allein reicht ja eigentlich schon, damit sich alle, die sich in irgendeiner Form für den Städtebau Stuttgarts und die Stadtbaugeschichte Deutschlands interessieren, dieses Buch kaufen. Und ich könnte den Vortrag beenden.“

Diese Gedanken könnten Ihnen zweierlei vermitteln. Erstens: dass der Vortrag, wäre er auch gelungen, kein Ersatz dafür ist, das Buch zu kaufen, sondern nur den Grund dafür lieferte, es tatsächlich zu tun. Und zweitens, dass es eben nicht mehr besonders erhellend ist, wenn ich Ihnen das Buch zusammenfasse, zumal es eine Zusammenfassung als Editorial der Herausgeber bereits im Buch selbst gibt, eine Zusammenfassung die ich entweder nur mehr oder weniger gelungen paraphrasieren könnte oder, analog zu Borges, auch einfach vorlesen könnte. Wenn ich damit nicht Ihre Erwartungen und die des Gastgebers brüskieren würde.

Also beginne ich einen neuen Versuch.

Wenn man um eine Rezension gebeten wird, ohne das zu rezensierende Buch vorher einmal schon, ohne zu wissen, dass man um eine Rezension gebeten werden würde, gelesen zu haben, dann gibt es zwei Möglichkeiten vorzugehen.

Die erste Möglichkeit ist die, die Zusammenfassung zu lesen, sie in eigenen Worten zusammenzufassen und das Buch zu loben. Wenn man keine Zeit hat, ein Buch zu lesen, das man rezensieren soll, dann solle man es loben, so der gängige Ratschlag unter Journalisten. Dem faulen oder überarbeiteten Rezensenten, oder dem charakterschwachen Rezensenten, der es nicht geschafft hat, die Rezension abzulehnen, hilft in diesem Fall noch die dem Buch beigegebene grafische Übersicht über Lehrer, Lehre, Bauten und Veröffentlichungen zum Thema Städtebau der Stuttgarter Schule, die Dan Teodorovici erstellt hat.

Die zweite Möglichkeit besteht darin, das Buch zu lesen und sich, um sich dazu äußern zu können, sich selbst beim Lesen zu beobachten. Ich hoffe, dass Sie mir glauben, wenn ich Ihnen nun anvertraue, dass ich mich selbstverständlich für die zweite Möglichkeit entschieden habe.

Und so habe ich mich beim Lesen gefragt, welche Art von Leser ich sein könnte, oder, genauer: Für welche Art von Leser es sinnvoll wäre, dass ich darüber berichte, wie die Art von Leser, die ich dann repräsentierte, das Buch gelesen hat. Ich bin weder ein Baugeschichtswissenschaftler, der die Beiträge auf ihre Korrektheit überprüfen müsste und ich möchte nicht die Rolle eines Lesers einnehmen, der sich fragt, ob er nicht doch eine Lücke findet, die zu schließen vergessen wurde. Der Baugeschichtler muss sich das Buch ja wahrscheinlich ohnehin kaufen, ist es doch „die erste Gesamtschau über das städtebauliche Wirken der Stuttgarter Schule.“

Also lese ich das Buch als der der ich bin, in der Hoffnung, dass die Gedanken, bei deren Verfertigung ich mich beobachtet habe, irgendjemanden, der nicht ich ist, inspiriert. Ich wäre also, um ein weiteres Mal Borges zu bemühen, die Karte, und das Publikum, in diesem Fall Sie (in der Gesamtheit als Publikum, versteht sich) – das Gebiet. Wenn wir Borges ernst nehmen, dann ist das nur sinnvoll, wenn es zwischen Ihnen und mir Unterschiede gibt, was zweifelslos der Fall ist. Aber mehr noch, es ist nur sinnvoll, wenn jede Person, die diesen Vortrag hört (also nicht die Gesamtheit dieser Personen als Publikum) es so sinnvoll wie ich finden, dass es zwischen Ihnen (in der Gesamtheit als Publikum) und mir Unterschiede gibt. Ich hoffe, dass diese Annahmen gelten. Und nehme mir also vor, eine kleine Karte des Buches zu verfassen, in der Hoffnung, dass diese Karte Ihnen beim Navigieren helfen wird und Sie zu Entdeckungen führt, die meine Karte nicht verzeichnet, und zwar eine Karte, zu deren Erstellung die Wege des Buches verlassen werden: Eine abwegige Rezension.

Ich bin dabei aber damit konfrontiert, dass es zusätzlich zu den biografisch fokussierten Beiträgen zu Theodor Fischer, zu Paul Bonatz, zu Heinz Wetzel, zu Paul Schmitthenner, zu Richard Döcker und Rolf Gutbier im Buch bereits einen Beitrag, den von Werner Durth, der genau dies tut, gibt. Ein Beitrag, der die verschiedenen Biografien und die Entwicklung des Instituts querliest und sie darauf hin befragt, worin die Bedeutung der Beziehungen zwischen den verschiedenen Persönlichkeiten liegt, worin die Bedeutung in der Art liegt, wie diese Persönlichkeiten sich aufeinander beziehen und voneinander distanzieren, welche gestalterischen Schwerpunkte sie setzen und welche Relevanz für den Diskurs und die Forschung von dieser im Buch beschriebenen Stuttgarter Schule ausgingen. Ich bin dabei auch damit konfrontiert, dass die Herausgeber außerdem die gute Idee hatten, einen Text mit ins Buch aufzunehmen, der nicht auf einem im Dezember 2013 im Rahmen des genannten Kolloquiums gehaltenen Vortrags basiert. Es handelt sich um den Beitrag von Gerd Albers, basierend auf einem Vortrag, den er im Rahmen des Städtebau-Kolloquiums Stuttgart 1998 gehalten hat, in dem er die Aufgaben, die die Lehre für die Stadtplanung hat, haben kann oder haben sollte, auslotet und dabei auch auf das

Verhältnis zwischen Stadtplanung und Architektur eingeht. Tatsächlich passt dieser Text gerade deswegen so wunderbar in dieses Buch und ist gerade deswegen im Kontext der anderen Beiträge so aufschlussreich, weil er diesen Kontext nicht berücksichtigt hat. Das betrifft eben gerade das Verhältnis der Stadtplanung zur Architektur. Die größere Nähe des Städtebaus zur Architektur bedingt nicht weniger, als dass die Spannung zwischen Architektur und Stadtplanung zum Wesen des Städtebaus gehört. Das was Albers als wesentlich benennt, ist daher gerade für den Städtebau bedenkenswert. Albers benennt als ersten charakteristischen Unterschied zwischen Architektur und Stadtplanung, dass in der Stadtplanung die Kontrolle über Ausführung und Umgang mit dem, was geplant wurde, deutlich geringer als in der Architektur ausgeübt werden kann. Dieser Kontrollverlust ist umso größer ist, je weiter räumlich wie zeitlich der Kontext absteckt wird, für den geplant wird. Wo aber endet dann das, was man städtebaulich noch behandeln kann?

Das andere ist die größere Abhängigkeit von wechselnden politischen Verhältnissen, weil sich Stadtplanung viel mehr im Kontext der Stadtgesellschaft bewegt und daher auch mit deren politischen Repräsentanz konfrontiert ist. Gerade der Städtebau mit seiner räumlichen Ausdrucksmöglichkeit ist deswegen auch empfänglich für den Wunsch, dass sich in ihm ein politisches Selbstverständnis ausdrücken möge.

Querfeldeinwanderer sind also bereits im Buch vertreten. Mit anderen Worten – es ist ein gutes Buch, das sich alle, die sich in irgendeiner Form für den Städtebau Stuttgarts und die Stadtbaugeschichte Deutschlands interessieren, kaufen sollten. Und ich könnte den Vortrag beenden, wenn ich damit nicht Ihre Erwartungen und die des Gastgebers brüskieren würde, wenn auch zum jetzigen Zeitpunkt vielleicht schon nicht mehr so sehr.

Also starte ich einen letzten Versuch. Ich beobachte mich als ein Leser, der zwar feststellt, dass fast alles, was man als Rezensent machen könnte, schon im Buch geleistet wird mit einer Kompetenz, die streitig zu machen ich mir nicht erlauben kann. Der aber dennoch das Buch gerne und mit Gewinn gelesen hat. Und deswegen gehe ich nun den Weg, von dem ich sicher bin, dass er nicht im Buch bereits zu finden ist, möge es auch noch so gut sein: nämlich den der ganz subjektiven Sichtweise, der Beobachtung dessen, was mir aufgefallen ist, was mir wichtig erscheint, wenn ich mir meine Gedanken darüber mache, wo denn in Bezug auf das, was mich interessiert, die Bedeutung des Städtebaus der Stuttgarter Schule liegen könnte und welche Schlüsse man daraus ziehen könnte. Ich mache also genau das, was ein Leser macht, wenn er nicht aufgefordert wird, das Gelesene zu rezensieren.

Ich mache es wie viele Menschen im Allgemeinen und wie alle Architekten im Besondern, ich blättere das Buch erst einmal durch, verschaffe mir einen Überblick über die Themen und schaue mir die Bilder an, von denen einige im Gegensatz zu diesem Vortrag im Buch zu finden sind. Und bleibe an einem Bild auf der Seite 44 hängen, einem Portrait Theodor Fischers von Karl Bauer von 1897. Es zeigt ihn, so schreibt Matthias Schirren, als nietzeanischen Künstler, skeptisch gegenüber Rationalisierung und Verwissenschaftlichung, der gefürchtet habe, dass die Verwissenschaftlichung, „das Urteil über die Tat und die ästhetische Reflexion über das Schaffen stellte.“ Das lese ich aber erst später. Zuerst sehe ich das Bild, und denke mir, dass dies das Bild des prototypischen Hipsters von heute sein könnte.

Und ich frage mich, wenn der Hipster von heute so aussieht, wie sich Theodor Fischer 1897 portraitiert ließ, ob dann der Hipster von heute besonders konservativ ist oder ob der Fischer von 1897 vielleicht ungeahnt aktuell ist. Ich überlege mir, ob die, die sich heute auf Fischer berufen, nicht gerade der Vergangenheitsseligkeit verdächtig sind, derer sich Fischer mit der Berufung auf die Tat und das Schaffen entledigen wollte. Mit gutem Grund. Etwas weiter hinten im Buch nämlich erfahren wir, wie kraftlos Formen, die einmal richtig

gewesen sind, werden können, wenn sie nicht mehr kritisch überprüft werden. Die Rede ist von Richard Döcker. Die Belanglosigkeit späterer Entwürfe Döckers stellt Dietrich W. Schmidt in seinem Beitrag nicht in Frage – ebensowenig wie die Qualität früherer Werke, etwa die Siedlung „Im Wallmer“ in Stuttgart-Untertürkheim. Die Bilanz zu Döckers Schaffen von Schmidt ist eine der deprimierendsten Sequenzen des Buches: „Die Gründe, die ihn unmittelbar nach dem Krieg zum richtigen Mann zur richtigen Zeit gemacht hatten, erklären paradoxerweise zugleich, warum diese hohen Erwartungen letztlich enttäuscht wurden. Es waren, wie man spekulieren möchte, nur geringe Verschiebungen zur Rigorosität: Aus seiner Standfestigkeit wurde Verhärtung, aus Strenge Verbitterung und aus Streitkultur Besserwisserei.“

Doch zurück zum Hipster Fischer. Wenn ich weiter lese, er habe geschrieben, Städtebaukunst könne nicht mit dem Verstande erschöpf werden und sei unendlich vielfältig wie das Leben, und verfolge ich die Spuren weiter, die der Autor, Matthias Schirren legt, dann erfahre ich, dass es ihm auch später gegangen sei um einen „künstlerisch zu nennenden synthetischen Umgang mit dem Fachwissen einiger Disziplinen.“ Was sich darin ausdrückt, ist ein Verständnis von Stadt, das dem der Landschaft, wie es Lucius Burckhardt beschrieben hatte, gleicht: dem Landschaft ein Begriff war, der als eine bildliche Synthese heterogener Element so fasst, dass sie überhaupt erst vermittelbar werden – ein Integrationsbegriff, wie ihn bereits Humboldt in seinem Konzept der Reiche bemüht habe, um die Fülle seiner gesammelten Daten und Details so zusammenzubinden, dass sie nicht beziehungslos nebeneinander stehen.(2) Die Stadt wäre demnach immer auch als das Bild von ihr zu verstehen, das Bild das man braucht, um sich über sie verständigen zu können. Mir scheint, dass gerade hier die große Leistung der Stuttgarter Schule in städtebaulicher Hinsicht zu sehen ist, und zwar nicht nur, weil die gängige Praxis seinerzeit das Erleben des Raums vernachlässigt hatte, und das mit dieser Konzeption wieder bedeutsam wurde, sondern vor allem, weil diese Schule damit Stadt und Landschaft auf eine Weise miteinander zu verknüpfen wusste, die viel näher an der Praxis der Nachkriegszeit liegt, als gemeinhin rezipiert wird, viel näher, als es der Bruch der Kontinuität in der Linie Fischer – Bonatz – Wetzels durch Döcker, der Schmitthenner als erster Städtebauprofessor in Stuttgart nach dem Krieg vorgezogen worden war, eigentlich nahelegt.

Ich stoße darauf, dass Fischer in einer Art von suggestivem Bildvergleich ein Verständnis des Umgangs mit dem Landschaftlichen durch eine Art Stadtkrone zum Ausdruck brachte, wie es später Taut aufgreifen sollte, und der bei Fischer im Büro gearbeitet hatte. Eine Stadtkrone überhöht das Moment der Tat des Menschen in der Vervollständigung der Landschaft. Eine Geste der Überhöhung, die zumindest bei Fischer in Maßstab und konkretem Bezug aber immer noch das Einbettende und den Respekt vor dem Bestehenden beinhaltet. Ich glaube, dass man nicht betonen muss, wie direkt sich solches Denken mit dem von Wetzels und Bonatz verbindet, was noch dadurch bestätigt werden kann, dass Bonatz später dem phrasenhaften Klassizismus und hybriden Gigantismus der Nazis, wie man im Buch erfahren kann, fern gestanden habe. Aber die Verbindung zum Land und zum Landschaftlichen konnte auch eine radikale Avantgarde in ihrer der Verherrlichung der Stadt nicht verstehen, auch wenn sie es hätte können. Und ich frage mich, wie das Erleben heute eine Entsprechung finden könnte, wie heute die Konzeption aussähe, die Raum und Fachdisziplinen synthetisch zur Geltung kommen ließe. Und denke mir, dass wir, wenn wir Fischer und seine Schule ernst nehmen wollen, erst einmal unser Verständnis von Landschaft klären müssten, dass wir unser Verständnis von Tat und von Erleben klären müssten, um vielleicht uns die Chance zu eröffnen, zu ganz anderen Ergebnissen zu kommen, als es die waren, die in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts naheliegend gewesen sein mögen. So würde ich den Appell formulieren, Fischer als Hipster ernst zu nehmen.

Es wäre dann, um das Thema der Landschaft noch einmal zu bemühen, auch darüber nachzudenken, was es heißt, dass die Landschaft erst als integrierendes Bild von Phänomenen und Einzelheiten eine Kommunikation über sie erlaubt hatte, seit Menschen sich als ihr Gegenüber empfinden – das Bild der Landschaft ist eine Konstruktion des Städters. Wenn wir die Stadt in diesem Sinne als Landschaft verstehen, was hieße das? Dass wir nicht mehr genug eingebunden sind in die Prozesse, die sie bilden, und des Bildes bedürfen, dass wir uns über sie verständigen können?

Das hieße zumindest, dass die Kommunikation über die Stadt permanent weiterzuführen sei, da es die Selbstverständlichkeit des Eingebundenseins in eine soziale wie wirtschaftlich gleichermaßen konstituierte Gemeinschaft nicht mehr gibt. Denn dazu dienen diese Bilder ja letztlich. Ich glaube, dass hierin die eigentliche Bedeutung von Partizipationsprozessen liegt – nicht darin, dass Bürger dem Gestalter die Kompetenz streitig machen könnten. Sondern dass solche Prozesse Teil der Kommunikation einer Stadtgesellschaft sind, die deswegen kommunizieren muss, weil sie keine selbstverständliche Einheit mehr ist, keine, die, auch ohne darüber zu sprechen wüsste, was sie zusammenhält.

Das hieße zweierlei. Zum Einen, dass man sehr viel deutlicher einen Bezug zwischen der Stuttgarter Schule im engeren Sinne und dem, was nach Döcker an der Stuttgarter Hochschule an städtebaulichen Themen behandelt worden ist, herstellen kann, etwa durch das Städtebau-Labor, das unter Antero Markelin eingerichtet wurde, oder durch die stadtgestalterischen Studien von Michael Trieb. Beides hat sehr viel mehr mit der Stuttgarter Schule der ersten Jahrzehnte zu tun, als es auf den zunächst der Fall scheint. und ich bin deswegen sehr dankbar dafür, dass man sich für dieses Buch nicht auf den engen Begriff der Schule verständigt hat, sondern die baugeschichtliche Unschärfe des Begriffs bewusst in Kauf genommen hat, um abbilden zu können, wie Städtebau an der TH respektive Universität Stuttgart in den 1960ern, 70ern und 80ern Jahren behandelt wurde.

Es hieße aber zum Anderen auch, über das Verständnis von Bild, Prozess, Eingebundensein und Tat anders nachzudenken. Vielleicht sind darin die urbanen Interventionen und Aktionen, die wir in den letzten Jahren beobachten, eine neue Form, über das Erleben und die Produktion von Bildern nachzudenken, die man ernst nehmen muss, weil die Distanz zwischen Stadtbildern aus der gängigen Produktion zu fremd geworden sind, als dass sie noch vermitteln könnten, als dass sie wirklich integrierend sind.

Es gibt aber eine zweite Seite, die im Bild des nietzeanischen Fischer aufscheint: die Idealisierung der Tat. Sie ist ein Erbe des 19. Jahrhunderts und des Geniekults und dessen Glaube an das Genie, dessen Tat die Gesetzmäßigkeit und Vorbestimmtheit von Geschichte zu durchbrechen vermag. Ich wurde an das Zitat von Paul Bonatz erinnert, das für 1936 verbürgt ist: „Für unsereinen gibt es nur eine Sache, deretwegen wir alles bisherige preisgeben: das sind die Aufgaben.“ (3)

Das Bündnis mit dem Teufel, das eingegangen wird, um bauen zu können, um die eigenen Vorstellungen verwirklicht zu sehen, gehört eben auch zur Geschichte der Stuttgarter Schule. Ich erinnere mich an Albers und die Abhängigkeit von der Politik – gerade im Städtebau ist es eine verführerische Illusion zu glauben, dass beides voneinander getrennt werden könne. Bonatz, so kritisch er zu Beginn auch gegenüber den Planungen Albert Speers gewesen sein mag, so sehr er deswegen auch marginalisiert worden sein mochte, so hat er doch am Ende 1941, wie Roland May schreibt, „die letzten Reste kritischer Distanz zur Speer’schen Planungsphilosophie verloren.“ Ich bin nicht der, der daraus Vorwürfe in selbstgerechte Besserwisserie konstruieren mag. Es entdecke auch keine Zwangsläufigkeit, die sich aus dem Wirken von Fischer und seinen Schülern, die sich aus der Kontinuität der Auffassungen im Städtebau an der Stuttgarter Hochschule hin

zu einer Indienstnahme durch die Nationalsozialisten führen ließe. Genausowenig lässt sie sich aber auch die Verbindung leugnen. Sie sagt vor allem aus, dass es die Unschuld des Städtebaus nicht gibt, vor allem und gerade dann nicht, wenn man an sie glaubt. Im Buch werden Sie mehrere Hinweise darauf finden, dass sich die Vertreter der Stuttgarter Schule gegenseitig unterstützt, gefördert und gestärkt haben. Das Lagerdenken, das sich durch die Weißenhofsiedlung, durch die antagonistischen Vereinigungen „Der Block“ und „Der Ring“ möglicherweise unglücklich verfestigt hat, mag im Rückblick überzeichnet worden sein, aber in den Formen der Auseinandersetzungen, die stattfanden, bleibt es prinzipiell angelegt. Es mag in der Stärke solcher Verbindungen das Moment gelegen haben, zu lange zu unterschätzen, dass sie sich instrumentalisieren ließen, gerade in dem man sie stärkte. Ich weiß, es ist heute weder neu noch aufregend solches heute zu formulieren, heute werden Kolloquien angekündigt, in denen es um Paul Schultze-Naumburg geht und in deren Ankündigen man sich lediglich dazu hinreißen lässt, ihn eine „ambivalente“ und eine „heute noch schwierige Persönlichkeit“ zu nennen. Das betrifft zwar die Stuttgarter Schule nicht, aber sehr wohl betrifft es die Art, wie wir heute uns mit dem auseinandersetzen, von dem wir wissen, wie es geendet hat. Die Erinnerung daran, dass Gestaltung sehr viel schneller politisch sein kann, als es sich der Gestalter eingestehen will, wird offensichtlich dennoch blasser. Wir sollten, so meine ich, aufhören zu glauben, dass Gestaltung mehr als die Formulierung eines gesellschaftlichen Einverständnisses ist, wir sollten aufhören zu glauben, dass sie dieses Einverständnis erzeugen oder gar ersetzen könne und sich Planer deswegen auf eine sehr viel direktere Art, als das oft bequem ist, über diese gesellschaftliche und politische Ebene Gedanken machen sollten. Die Berichte über die Auseinandersetzungen über Planung in den 1970ern, die am Städtebau-Institut geführt wurden, sind deswegen ein wichtiger Teil des Buchs.

Auch wenn die Wissenschaftlichkeit darunter leidet, bin ich sehr dankbar dafür, dass im Buch die scharfe Diskussion darüber, was „Schule“, was „Stuttgarter Schule“ sei, nicht geführt wird und – wie man heute sagt – entspannt behandelt wird. Genau weil das Buch die Frage, was eine Schule zu sein habe, damit sie vor der Strenge der Wissenschaft besteht, nicht beantwortet, wird der Begriff der Schule einer, der die Bedrohlichkeit verlieren kann, die er haben kann. Er kann bedrohlich wirken, wenn er den Schülern Loyalität abverlangt, die mit einer offenen Haltung zu anderen Denkweisen in Konflikt treten kann. Wenn er Gemeinsamkeiten fordert, und damit reduziert, was für Entwurf in Frage kommen darf. Wenn er den Anspruch, geeignete Mittel zur Bewältigung von Problemen, also geeignete Mittel zum Umgang und zur Gestaltung von Wirklichkeit zu bieten, überspannt und blind dafür macht, *wann* dieser Anspruch überspannt ist. Borges hatte seine Parabel sicher nicht geschrieben, um die Strenge der Wissenschaft zu feiern, im Gegenteil, sie stellt die Frage, wann die Strenge der Wissenschaftlichkeit um ihrer eigenen Kriterien willen aufhört das zu leisten, was sie leisten könnte und sollte. Und in diesem Sinne stellt dieses Buch, gerade weil nicht definiert wird, was „Schule“ ist, die Frage, was Schule heißen kann, welche Freiheit sie heute geben muss, und wie sie ihr und der Entwicklung von Menschen verpflichtet sein sollte.

Darauf einzugehen ist nun nicht mehr meine Aufgabe, denn nach mir hat Frau Martina Baum die ehrenwerte Aufgabe, einen Ausblick zu geben, und ich könnte nun, hoffentlich nun ohne den Gastgeber und Ihre Erwartungen zu brüskieren, schließen. Wenn die Form, die ein Vortrag, der als Vortrag angekündigt wird, und deswegen den Ansprüchen der Form genüge zu tun hat, mir nicht noch einen respektablen Schluss abnötigte, eingeleitet mit dem für jeden Vortrag sich gehörenden, sich oft dann als falsch herausstellenden Satz: „Ich komme zu Schluss.“ Ich komme also zum Schluss. Und schließe diesen Vortrag mit einem ganz persönlichen Fazit, das auch deswegen ein persönliches sein muss, um nicht doch am Ende das zu tun, von dem ich zuvor behauptet habe, dass es problematisch sei – nämlich die Karte einer Karte einer Karte einer Karte zu erstellen.

Ein persönliches Resümee: Ich bin dankbar für dieses Buch. Ich bin dankbar dafür, dass es mir den Anlass gegeben hat, über Dinge nachzudenken, über die ich nicht nachgedacht hätte, hätte ich das Buch nicht gelesen. Und ich bin dankbar dafür, dass ich diesen Vortrag halten sollte, um wenigstens einige diese Gedanken zu formulieren.

Denn man macht sich erst so die Gedanken, die man am Ende darauf hin befragen kann, ob sie es wert waren, formuliert zu werden. Ich überlasse es Ihnen, eine Antwort zu geben, ob sie es tatsächlich wert waren, was mich angeht, so bin ich oft schon damit zufrieden, dass Fragen gestellt werden. Ich hoffe, es war für Sie zumindest ein wenig wertvoll, mir zuzuhören. Mit anderen Worten: Ich hoffe, ich habe mit dem Vortrag Ihre Erwartungen nicht allzu sehr brüskiert. Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit

(1) Jorge Luis Borges: Von der Strenge der Wissenschaft. In: Jorge Luis Borges: Borges und ich. In: Gesammelte Werke. Band 6, Carl Hanser Verlag, München 1982

(2) Lucius Burckhardt: Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. Herausgegeben von Markus Ritter und Martin Schmitz. Berlin 2006

(3) Wolfgang Voigt: Paul Bonatz: Kosmopolit in den Unwettern der Zeit. In: Wolfgang Voigt, Roland May (Hg.): Paul Bonatz 1877–1956, Tübingen 2011, S. 10–37, hier S. 29.

Es gilt das gesprochene Wort. Alle Rechte an diesem Text liegen beim Autor. Eine Nutzung des Textes auch in Auszügen ohne dessen ausdrücklicher Zustimmung ist streng untersagt.